

Viele Leute begleiteten Jesus auf seinem Weg. Da drehte er sich um und sagte zu ihnen: "Wenn jemand zu mir kommt, dem nicht alles andere unwichtig wird, sein Vater und seine Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt und mir auf meinem Weg folgt, kann nicht mein Jünger sein."



Stellt euch vor, einer von euch will einen Turm bauen! Setzt er sich dann nicht als Erstes hin, berechnet die Kosten und prüft: Reicht sein Geld? Sonst passiert es, dass er das Fundament legt, aber den Bau nicht fertigstellen kann. Und alle, die das sehen, lachen ihn aus und sagen: 'Dieser Mensch wollte einen Turm bauen, aber er konnte ihn nicht fertigstellen.'

Oder stellt euch vor: Ein König will gegen einen anderen König in den Krieg ziehen. Setzt er sich dann nicht als Erstes hin und überlegt: Sind zehntausend Mann stark genug um gegen einen Feind anzutreten, der mit zwanzigtausend Mann anrückt? Wenn nicht, dann schickt er besser Unterhändler, solange der Gegner noch weit weg ist und lässt sie Friedensverhandlungen führen.

So gilt auch: Wer von euch nicht alles aufgibt, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein."

Lukas 14, 25-33 (Basisbibel)

„Viele“ begleiteten Jesus auf seinem Weg. Was das wohl für Menschen waren, liebe Gemeinde? Fans? Jünger und Jüngerinnen? Suchende? Fragende? Neugierige? Sensationslüsterne? Vom Schicksal Geschlagene? Menschen, die auf ein Wunder warteten? Vielleicht war von allen jemand dabei. Lukas verrät es uns nicht. Er berichtet nur von Jesu Reaktion. Ihm scheinen die Vielen nicht zu behagen. Er dreht sich um und redet sie schroff an. Alle. Er unterscheidet nicht, aus welchen Gründen ihm jemand folgt. Für alle gilt das Gleiche. Auch für die ganz Ernsthaften. Ihm zu folgen kann niemals unverbindlich sein. Es geht nur ganz oder gar nicht. Und wer sich für ganz entscheidet, muss mit erheblichen Konsequenzen für sein Leben rechnen. Konsequenzen, die keinem von uns gefallen dürften. Wenn jemand zu mir kommt, dem nicht alles andere unwichtig wird, sein Vater und seine Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Lukas verschweigt auch, was dann passiert ist. Man kann es sich aber denken. Die einen werden wohl erschrocken sein. Die, die es ernst gemeint hatten. Die sich nach einer stärkeren Beziehung zu Gott sehnten und sie sich von Jesus erhofften. Sie dachten aber nicht daran, deshalb die Verantwortung für ihre Familie einfach über Bord zu werfen. Schließlich sind Fürsorge für Eltern, Ehepartner und Kinder nichts Beliebiges. Immerhin sind sie in Gottes Geboten verankert. Die Familie im Stich zu lassen kann nicht nach Gottes Willen sein. Und dass man sein Leben aufs Spiel setzen muss wegen des Glaubens haben Mose und die Propheten auch nicht gelehrt. Die meisten dieser vielen haben sich sicher umgedreht und sind weggegangen. Verärgert. Ein weiterer religiöser Fanatiker, dem man nicht auf den Leim gehen muss.

Andere fühlten sich vielleicht ertappt. Ja, man wollte halt mal sehen, was dieser zum Messias Hochgejubelte zu bieten hat. Nun weiß man es. Er hat gar nichts zu bieten. Er will nur etwas. Und das ist so extrem, dass man nur den Kopf schütteln kann.

Ob noch welche übrig geblieben sind von den vielen, die weiterhin mit ihm gehen wollten? Womöglich die, die sowieso nichts zu verlieren hatten? Deren Leben verpfuscht war. Deren Familie nichts mit ihnen zu tun haben wollte. Hoffnungslose

Fälle. Verzweifelte. Ob Jesus die in seine Nachfolge locken wollte? Dafür spricht, dass das ganze Evangelium des Lukas sich um sie dreht. Unmittelbar vor dem heutigen Text steht das Gleichnis vom großen Festmahl. Es gipfelt darin, dass der Hausherr – Gott – schließlich mit Obdachlosen und Behinderten feiert, nachdem alle Geladenen der feinen Gesellschaft etwas Besseres zu tun hatten. Nach dem Predigttext stehen die berühmten Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Sohn. Sie gipfeln in dem Satz Jesu: „Ich sage euch: Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“ (Lk. 15,7).

Jesus hat die Verlorenen aller Art um sich geschart. Er hat ihnen den Himmel aufgeschlossen. Das steht außer Frage. Aber dass er sie in der heutigen Szene anspricht, ist eher unwahrscheinlich. Sie braucht er ja nicht mit der Vorstellung zu konfrontieren, dass sie alles Wertvolle verlieren könnten. Sie haben es ja bereits verloren.

Hier ist wohl doch die zuerst beschriebene Personengruppe gemeint. Die Menschen, die ernsthaft nach Gott suchen. Die Eltern, Partner und Kinder haben. Die ein gesichertes Leben aufweisen können, gesundheitlich, finanziell, sozial. Und die trotzdem eine gewisse Leere empfinden. Eine Leere spiritueller Art. Sie wissen, dass der Mensch „nicht vom Brot allein lebt“. Aber wovon dann? „Von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes kommt“ (Matth. 4,4), sagt Jesus. Aber was ist das? Sie haben noch nicht gefunden, was ihnen die Fülle des Lebens erschließt.

Ich nehme an, dass sich in dieser Personengruppe die meisten von uns tendenziell wiederfinden. Ich auch. Wir haben, was wir zum Leben brauchen, einschließlich von Menschen, die uns wichtig sind. Wir glauben irgendwie an Gott. Wir gehören zu den vielen, die mit Jesus unterwegs sind. Aber die letzte Verbindlichkeit fehlt. Oder ehrlich: Schätzen wir Eltern, Partner, Kinder, das eigene Leben gering, weil wir Jesus nachfolgen? Wohl kaum. Trotzdem, zu Menschen wie uns hat Jesus so geredet. Für sie hat der Evangelist Johannes nach Jesu Tod und Auferstehung aufgeschrieben: Jesus Christus ist dieses Wort Gottes, von dem wir leben. Mit ihm tritt Gott in unser Leben ein. Durch ihn werden wir ganz und heil. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit. Eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1,14).

Oder viel später, 1934, wurde es in der 1. These der theologischen Erklärung von Barmen folgendermaßen ausgedrückt: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“. Das war der deutliche Widerspruch zum nationalsozialistischen Gedankengut. Dieses versuchte, den „Führer“ mindestens neben Jesus Christus zu stellen. In der Praxis sogar über ihn. In einer solchen Situation leuchtet es unmittelbar ein, dass es kein sowohl als auch geben kann. Man konnte nicht Gott dienen und dem Führer. Und wer sich für Gott entschied, musste durchaus mit dem Verlust seiner Familie oder des eigenen Lebens rechnen.

Heute ist auch das schon lange her. Zwar gibt es immer noch Staaten, in denen Christsein lebensgefährlich ist. Aber in unserem Land stellt uns der Glaube nicht vor harte Alternativen. Wir dürfen unsere Familie behalten, wenn sie uns nicht aus anderen Gründen abhandenkommt. Wir dürfen ausreichend Geld und Gut besitzen. Wir sind frei, unsere Religion auszuüben wie wir wollen.

Müssen wir uns da noch von Jesus provozieren lassen? Damals gingen die meisten empört oder enttäuscht weg. Der reiche junge Mann z.B., den Jesus auf Anhieb liebgewonnen hatte. Er hatte alles, was man sich wünschen kann. Es hat alle Gebote erfüllt. Er war fromm und altruistisch. Nur der letzte

Rest zur Seligkeit fehlte ihm. Er lag direkt vor ihm. Jesus. Er hätte mit ihm gehen können. Wenn er es geschafft hätte, sich von seinem bisherigen Leben zu trennen. Er war klug genug, zu erkennen, was das bedeutet hätte. Er konnte kalkulieren. Er wusste, dass man die Kosten exakt berechnen muss, bevor man mit einem Turmbau beginnt oder einem Einfamilienhaus oder einem Großflughafen. Er hätte sicher Friedensverhandlungen geführt, bevor er sich auf kriegerische Handlungen mit unabsehbarem Ergebnis eingelassen hätte. „So wie er müsst ihr es machen“, sagt Jesus zu den ihm nachlaufenden Menschen. „Sonst seid ihr die Dummen“. Dieser reiche junge Mann war klug - und am Ende trotzdem enttäuscht. „Er ging traurig davon“, heißt es (Lk. 18,23).

Ich fürchte, da ist er wirklich das traurige Vorbild vieler Menschen heute. Sie sind klug. Sie wissen bewusst oder unbewusst genau, dass es stimmt, was Jesus sagt: Wer nicht sein Kreuz trägt und mir auf meinem Weg folgt, kann nicht mein Jünger sein. Wen wundert's? Das wollen sie nicht. Auch wenn es derzeit nicht ansteht. Es könnte aber kommen. Ein Kuschkurs wird in christlichen Gemeinden nicht durchzuhalten sein. Er wäre dem Sohn Gottes auch nicht angemessen.

Darum will ich die Anstößigkeit von Jesu Worten nicht wegenterpretieren. Sich auf Gott einzulassen ist gefährlich. Er ist nicht nur der liebe Gott. Er ist auch der gerechte Gott. Man kann ihn nicht zusätzlich zu allem anderen haben. Er ist der Eine und Einzige. „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir“. Das erste Gebot hat keinen besonders hohen Stellenwert heutzutage. Es ist trotzdem das Wichtigste. Die anderen leiten sich von ihm ab. Denn von Gottes Gnade leben wir. Von seiner Hand sterben wir. Das hat Jesus Christus gewusst. Er hat seinem Gott über alles vertraut. Er hat nur ihm allein gedient. Das erwartet er auch von den Menschen, die ihm folgen.

Ich weiß nicht, ob ich dem gerecht werde. Aber ich glaube, dass es enorm frei macht. Wer Gott dient, braucht keinen anderen Herren zu dienen. Keinen Menschen, keinen Dingen, nicht einmal sich selbst. Er ist frei. In einem Brief Dietrich Bonhoeffers aus dem Gefängnis in Berlin-Tegel von 1944 wird das ganz klar. Er schreibt: „Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen - sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder, einen Gerechten oder einen Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden - dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube.“

Ich denke das auch. Es ist Glaube und es ist Freiheit - selbst im Gefängnis. Amen.

*Pfarrerin Ursula Seitz*